

Revue von N. S. d. B. e. l.

Derbst!

Ein Zauberkraut schien das sommer- grüne Laub berührt zu haben, daß es leuchtete gleich Korallen und Bernstein. Silberne Fäden spannen sich von Zweig zu Zweig, und die Sonne umglänzte alles mit so heißen Strahlen, als sollte sie erwidern, versinken, und nicht dem Tode Geweihtes zum Abschied fassen —

„Mein hochverehrtes, gnädiges Fräulein! Vermuthlich haben Sie es nicht erwartet, diese Ihnen einst sehr wohlbelannte Handschrift noch einmal in diesem Leben zu erblicken. Gehört sie doch einem für Sie längst Verstorbenen? Mein Herz sagt „Nein“, — mein Verstand, den ich als meinen allerbesten Freund schon gelehrt habe, dagegen „Ja“.

Diese Fehde zwischen einem jung geliebten Herzen und einem bedächtig erwägenden Verstand zu schlichten, haben nun von allen Menschen auf Erden nur Sie, mein hochverehrtes Fräulein, Macht und Kraft. Und deshalb appellire ich an eine jener Eigenschaften, die ich ebenfalls an Ihnen so hochschätze — an Ihre Ehrlichkeit. Hat mein Verstand das Richtige getroffen, so weisen Sie den alten heimgekehrten Mobs- trotter einfach von Ihrer Thür — behält mein Herz recht —

„Ach Wanda, warum soll ich es Ihnen verweigern, dies Herz hat ja das Andenken an Sie als sein Bestes geholt all die Jahre. Meine erste Handlung, als ich die Heirath betrachtete, war — nach Ihnen zu forschen. Ich mußte erfahren, daß jene Ihre überstürzte Verlobung nicht zu einem unlöslichen Bündniß geführt habe.“

Wanda, ein halbes Menschenleben hindurch habe ich es versucht, in der neuen Welt die alte zu vergessen — mit allem was darauf war — Ob es mir gelungen? Durch meine Träume, wenn dieselben schon sind, buchst noch heute das süße Tropföpfchen mit den großen lachenden Sonnenaugen, das mir einst mein Glück in Scherben vor die Füße geworfen hat, — ich höre das Rauschen frühlingsergrüner Kastanien, an denen die Blütenfäden angehängelt sind —

Knapp und klar, mein verehrtes Fräulein, ich alter Thor liebe Sie noch immer, und habe die Absicht, Ihnen heute Vormittag meine unterthänigste Aufwartung zu machen, um Sie zu fragen — zu fragen — Doch das geht besser mündlich. Gönzig der Ihre Otfried Gerlach.“

Dieser Brief triefferte gleich gewellten Blättern zwischen den ein wenig zitternden Händen des Fräulein Wanda von Garnap. Eine Falte des Lummtuchs vertiefte sich zwischen ihren Brauen.

Als ob ein süßes Tropföpfchen stelle der heimkehrende Freund sich die einst Geliebte immer noch vor. Die wilden, goldbestreuten Locken waren in bedenklich nachgebunkeltem Zustande längst zorn und glatt in Föpfe geflochten worden, der Sonnenschein hatte sich aus dem etwas verbläuteten Blauaugen verflüchtigt. Und was das Fräulein anbetraf — du lieber Gott! — es würde der behäbig gerundeten Gestalt des Fräulein Wanda wohl ziemlich schwer gefallen sein. Sie mußte sich eben damit begnügen, durch schmeichele- rische Träume zu hülfen —

Daf er es noch so genau wußte, Otfried, wie über jener Abschieds- scene die Kastanien geblüht hatten! — Fräulein Wanda v. Garnap blieb stumm stehen. Die Vergangenheit ertauchte sie, und neben ihr fiel Blatt auf Blatt, leise, unauffallend, wie von Geistern zu Grabe getragen —

Die aller-allerersten Erinnerung des früh vermaillten Kindes, das Erwachen seines Verstandes zum Bewußtsein des Lebens, des Todes, knüpfte sich an den Knaben Otfried. Ein Wildfang, war die kleine Wanda eines schönen Tages von einem Stolz in den Bach gefallen, welcher die nahen Wiesen ihres Onkels und Erziehers durchströmte. Schon tauchte das gold- haarige Köpfchen unter, da füllte die Kleine sich sehr empfindlich an ihrem Haarbüschel zerrt, jedann an den Schultern gepakt. Ebenso unermuthet, wie sie im Bewußtsein gelegen, lag sie plötzlich wieder auf dem Erdenen. Jörnige dunkle Augen starrten sie an, ein paar kräftige Schimpfwörter flogen in ihre Ohren — und ihr sonderbarer Reiter war verschwunden. Ein Wieder- seher hatte erst zwei Sommer später stattgefunden, und zwar im Wipfel eines Kirchsbaums, der vom Nachbargrundstück herübergragte, um mit seinen roten Früchten aus der kleinen Wanda eine Ede zu machen. „Richtenpapl!“ hatte ihr eine große Anabenstimme zugerufen, dieselbe, welche sie damals nach der Rettung aus Wasserlöthen gescholten hatte. Jörnig war die Kleine zwischen den Ästen niedergelitten aber leider an der falschen Seite — sie brand- schte im Verzei ihres feindlichen Freun-

des. Als sie den Irrthum bemerkte, streckte sie zunächst ihr rothes Jüngelchen möglichst lang zwischen den Lippen hervor, sodann fing sie an, bitterlich zu weinen. Diefem Naturereigniß gegen- über verwandelte sich der jugendliche Eröbrian in einen aufmerksamsten Mitter. Er tröstete die wüthende Kleine, hing ihr Stridenzwillinge über die Ohren, ahmte, um sie zu erheitern, Vogelstim- men nach, machte sich zu ihrem Pferde, bis sie schließlich hell aufjauchzte vor Vergnügen.

Len und Stimmung dieser Begegnungen wurde charakteristisch für die ganze Kindheit der beiden. Sie stritten sich und belämpften sich voll bitteren Trokes, wo sie einander trafen. Aber jedem Jant folgte eine Veröhnung, die immer halber wurde, je reizender Wanda sich entfaltete, je bedeutender Otfried's Verstand sich entwickelte. Die Studienzeit des jungen Menschen hatte nichts an dem keltamen Liebestrope, den er gegen seine einstige Spielge- fahrerin und sie gegen ihn hegte, zu ändern vermocht.

Und eines Tages war dem langen Krieg ein Waffenstillstand gefolgt. Es schien, das blühend junge Paar würde sich für's Leben finden. Bald darauf habilitierte sich Otfried als Privatdocent an der Universität der Landeshaupt- stadt. Er gedachte Wanda als sein Weib zu sich zu holen. Aber an dem Tage, da er um das geliebte Mädchen anzuhalten beabsichtigte, fand er „Tropföpfchen“ besonders ungnädig aufgelegt. Jüngend eine Kleinigkeit hatte ihren Starrsinn gewekt. Voller Spott und Hohn wies sie den Antrag zurück, den sie doch längst erwartet und erbeten hatte, und den sie keineswegs ablehnen geionnen war.

Aber mit furchbarem Ernst hatte sich Otfried zum Gehen gemeldet. Gleich einem Schwur rief er es Wanda zu: „Niemals siehst Du mich wieder!“ Die Locken schüttelten und einen übermüthigen Knir machend, neckte sie: „Dann habe ich ja Freiheit, mich zu verloben, mit wem ich will!“ Otfried's Zähne knirschten: „Keinen anderen als mich wirst Du je im Leben heirathen!“ Und er ging, ohne ihr ein Wort, einen Blick des Abschieds zu gönnen. Vergeblich erwartete Wanda in den nächsten Wochen ein Zeichen des Geden- kens von dem geliebten Verhafteten. Maßlos bäumte sich ihr Trop auf. Sie stürzte sich in Vergnügen aller Art, tollte, lachte und begauberte alle Welt. Zwei Monate später war sie die Braut eines Künftmeisters und — sanfte Otfried die Anzeiger dieser Verlobung zu. Er hatte außer förmlich seinen schrift- lichen Glückwunsch ab. Ein Vierteljahr später schloß er sich einer Expedition in den dunkeln Erdtheil an.

Wie deutlich sich Wanda noch an den verfunkenen Frühling ihres Lebens er- innerte! An jene Abschieds- scene unter den blühenden Kastanien! Ein Regen weißer und rother Blättern war über sie niedergefallen und hatte ihre glän- zenden Wangen gebleicht.

Sie schrat zusammen. Kühl und weich fiel es ja auch heute um sie her und lästete ihr brennendes Gesicht. Welle Blätter! Welle Blätter! Sie stieß mit dem Fuß in das dürre Laub hinein, daß es hoch aufstrebte, dann blickte sie nach dem Ende des Ganges hin, dorthin, wo sich ihr Glück für immer verlohnen war —

Aber trat da nicht eine hohe Gestalt in den Glanz hinein, der unter den sonnen- glänzten, goldig und roth beleuchteten Bäumen wogte?

Ein Herzschlag lang dünkte es der Einlamen, ihre Jugend lie wirklich zu- rückgekehrt, und die lange Trennung nur ein Traum gewesen.

Da bemerkte sie, daß der Näherkom- mende kniete und zögerte. Alles Blut schoß ihr zum Herzen. Ein marternder Verdacht erwachte in ihr. Als lodenunthätiges Tropföpfchen mit Sonnenschein- augen hatte sich der Abwesende die lang Ersehnte vorgestellt, und nun, nun erschüt er vor ihr! Es konnte nicht anders sein!

Schnell gefaßt und von dem nie in ihr erlöschenden Trop ihrer Natur geleitet, streckte Wanda beide Hände aus, ließ den Brief zu den werten Blättern niederfall- ten und ging dem Heimgekehrten ent- gegen. Dabei lachte sie, lachte, daß ihr die Thränen kamen. „So sehen wir beiden Allen uns wieder!“ Sie tragen eine blaue Brille und einen großmächtigen Bart, dafür aber hat sich vermuthlich ihr Haupthaar empfohlen —

Als er mit einer gewissen Feierlichkeit der Bewegung den Hut vor ihr lästete, konnte Wanda sehen, daß dem nicht so war, daß sein Haar dunkel und dicht stand. Weisheit verlamnte sie. Er nahm keine Brille ab, und sie schaute in seine guten, treuen Augen, in sein Gesicht, das wohl männlich, aber nicht alt geworden war.

Gerecht und gütig, daß sie nicht recht behalten hatte, fuhr sie fort: „Aber so sehen Sie mich doch nur an, Otfried, was ich für eine behäbige alte Jungfer geworden bin. Alles Gold ist fort von meinem „Tropföpfchen“ —

„Wie es scheint, auch aus Ihrem Her- zen“, sagte er vorwurfsvoll. „Er blickte sie finster an. „So habe ich mir das Wiedersehen nicht vorgestellt.“ Sie lachte von Neuem, aber nur, weil sie nicht weinen, ihr Schwäche nicht zeigen mochte. „Ach — Sie glauben wohl, ich alter Tropföpfchen würde in Ihre Arme fliegen,

Worte sammeln, die meinen Jahren nicht gemessen, kurz heraus, eine lächerlich sentimentale Scene aufzuführen —“

Er unterbrach sie beinahe heftig. „Die Jugend haben Sie vielleicht abge- legt, Wanda, Ihren beifenden Hohn und den Trop nicht.“ Sein dunkles Gesicht rothete sich bis in die erste Stirn hinaus. Mit starkem Griff er- faßte er beide Hände der vor ihm Stehen- den, und dann sprach er zu ihr mit einer Stimme, vor der sie erschau, so tief und bebend war dieselbe. „Wanda, in den langen Jahren der Einsamkeit ist mir's deutlich geworden, woran einst unser Blick scheiterte, — an meiner Schwäche Ihnen gegenüber! Aber wech- seln Sie doch einmal, lassen Sie mich kraftlos sehen! Unter Ihrem Locken verheiden Sie ja nichts als Thränen! Ihr Herz, in welchem ich ja doch fetze- wachsen bin, wollen Sie vor mir ver- bergen, weil sie in thörischer Eitelkeit glauben, ich könnte sie nicht mehr so hüßlich finden, wie damals in blühender Jugend. Wären Sie etwa als mein Weib nicht auch gealtert? Und hätte ich Sie deswegen minder geachtet? Wanda, mit der ganzen Kraft meiner Seele habe ich Ihre Seele geliebt, end- lose Jahre hindurch, — und solche Liebe, meinen Sie, könnte scheitern an der Klippe elender Keuerlichkeit?“

Sie senkte den Blick und löste ihre Hände aus den seinen, dann taktete sie nach den werten Blättern, welche ihr im Haare hingen. „Die passen für mich“, sammelte sie, „nicht der Krantanz, den sie über meine Stirn legen wollen.“ „Und legen werden!“ beharrte er. „Ich wünte Sie jetzt zu einem späten Tropföpfchen, wie ich Sie damals zu einem frühen, jugendlichen, göttergleichen halle zwingen müßten. Der Trop, er soll endlich weiden. Ich will es Hoff Du, ich will es!“

Seine Stimme schmolz unter den be- sehenden Worten. Sie stand regungslos. Das Blut flieg und fiel in ihren Adern. Sie kämpfte, kämpfte. Und dann breitete sie beide Arme aus. „Otfried, rief sie, „Deine Jugend hab' ich Dir ver- giftet, mit selber maglos eidend ge- macht. Nichts als eine Mauer wollte ich ja aufrichten zwischen uns durch jene thörische Verlobung, die Dich über's Meer trieb. Kannst Du mir verzeihen?“ Und sie weinte an seinem Herzen.

Er küßte ihr die Thränen fort und lächelte sie an. „Meine Verzeigung werde ich Dir einst auf meinem Sterbe- bette geben, wenn Du mir das Leben süß gemacht haben wirst.“ „Du sollst aber nicht vor mir ster- ben!“ murmelte sie. Er verschloß ihr den Mund. „Tropföpfchen!“ warnte er —

In glückseligem Schweigen schmiegte sie sich an ihn, der groß, gut und mild zu ihr niederblickte. Geisterhaft leise fiel das Purpurlaub um sie her. Aber hoch und kronenstolz standen die Bäume, denen es der Herbst entführte.

Und so standen die zwei Menschen, auf einen neuen Frühling hoffend, die paar Blätter nicht achtend, die well von ihrem Lebensbaum gefallen waren.

Indische Gaukler.

Aus Indien wird der Köln. Volks- zeitung geschrieben: Wir bewundern unsere europäischen Zauberkünstler, so- bald diese eine Vorstellung in „höherer Magie“ geben, trotzdem wir meinen, daß Alles ganz natürlich und nur mit Hülfe von kostspieligen Apparaten aus- geführt wird. Ganz anders arbeiten jedoch die indischen Künstler. Hier nur eine kleine Beschreibung (die ja wohl Manchen schon bekannt, aber für solche auch in der Wiederholung interessante Einzelheiten bietet). Wir sehen auf der Veranda vor'm Hause, als drei Hindus, zwei Männer und ein Mäd- chen, jeder an einer Bambusstange einen Korb tragend, langsam auf uns zutritten. Dicht vor uns setzten sie sich auf den Sandweg, öffneten einen Korb, entnahmen demselben zwei Cobra Schlangen, sowie aus dem andern Korb einen ausgewachsenen Munga, den gefährlichsten Feind der Schlangen. Jetzt entlockte einer der Hindus einem Instrument, ähnlich einer Schalmel, eine Art Melodie. Die Schlangen richteten sich auf und bewegten ihren Kopf nach allen Seiten. Mehrmals bissen sie den Blaser in die Haut, so daß jedes Mal einige Tropfen Blut zu sehen waren. Doch er wischte das Blut ab und blies weiter, ohne sich, wie es schien, darum zu kümmern. Wir nach- zogen an, daß der Cobra wohl der Gift- schlang sei, daß ihr derselbe ausge- brochen wäre. Unser Diener mußte ein Huhn holen, der Hindu hielt es der Schlange vor, welche auch dem Huhn sofort einen Biß verleihte. Das Huhn wurde freigelassen, lief nur einige Schritte, fiel um und verendete in Sekunden. Die Schlangel schnellte so- fort empor und ringelte sich schnell um zum Huhn. Doch der Hindu brachte sie, treppend sie während um sich, zurück zum Korb. Der Munga jedoch, welcher bis jetzt theilnahmlos neben den Schlangen gelegen, sprang auf, packte das todt Huhn und sprang damit unter einen Baum. Die Hindus ließen ihn gemähren, denn, sagten sie, er lauft nicht weg, er kommt selbst zurück, was auch, nachdem er seine Wahlzeit beendet, geschah. Die Hindus hatten unterdessen einen leeren Korb dorgekommen, füllten

diesen mit Sand, legten einen Mango- kern hinein und bedeckten den Korb mit einem Stück Sadjana. Wieder wurde das Instrument geblasen, das Zeug über dem Korb wurde nach und nach in die Höhe gehoben und dann plötzlich ganz entfernt: ein niedriges Mango- Bäumchen zeigte sich unfern Aliden. Wieder wurde das Bäumchen mit dem Zeuge bedekt, wieder Musik gemacht; nach zwei Minuten, als das Zeug wie- der entfernt wurde, sahen wir drei schöne Mango - Früchte am Bäumchen. Wir hielten uns und untersuchten die Früchte genau, ob diese nicht vielleicht an das Bäumchen angebunden wären, doch wir mußten uns überzeugen, daß sie wirklich gemacht mit dem Bäum- chen ganz natürlich verbunden waren.

Jetzt wurde das Mädchen (etwa sechs Jahre alt) gerufen, ein etwas größerer leerer Korb wurde, nachdem das Kind sich niedergelegt hatte, über dieses ge- stellt und das Ganze mit einem Stück Zeug, dasselbe, welches zum Erheben des Mango-Bäumchens diente, bedekt. Jetzt wurde wieder Musik gemacht und eine Art Tanz um das im Korb sitzende Kind ausgeführt. Nachdem dies etwa fünf Minuten gedauert, wurde erst das Tuch langsam entfernt, dann der Korb aufgehoben, doch er war leer, kein Mäd- chen mehr darin. Die Hindus gerber- den sich traurig, rangen die Hände und schrien. Jetzt rief einer der Hindus des Mädchens Namen, als zu unserem Erstaunen dieses antwortete und hinter einem in der Nähe stehenden Baume herortrat. Wie und auf welche Weise dieses Kunststück ausgeführt wird, ist uns unerklärlich. Wir sahen nicht da- bei, waren sechs Personen und folgten aufmerksam den Bewegungen der Künst- ler. Wir sahen das Mädchen frei sich niederlegen, kein Strauch oder Gebüsch in nächster Nähe, sahen, wie Korb und Tuch über dasselbe gehoben wurden, feiner der zwei Künstler rührte diese an, bis sie Beide entfernt, und — das Mäd- chen steht hinter dem Baume. Jetzt er- suchte der eine Künstler meinen Freund, im Wege vor der Veranda ein Häufchen Sand zusammen zu machen. Nachdem dieses geschehen, hat er mich (Schreiber dieses), mit dem Fuße, ja nicht mit den Händen, dieses Sandhäufchen zu zer- stören. Ich that dies, doch sprang zu- rück, denn eine Cobra lag in dem Sand- häufchen zusammengedrückt. Sie rollte sich langsam auf und froh zum Blaser der Schalmel, denn dieser hatte unter der Ausführung dieses Kunststückens Musik gespielt gemacht. Hier standen wir wieder vor einem Witzfel. Wie kam die Schlangel in das Sandhäufchen? Der Hindu-Künstler sah etwa drei Schritte davon entfernt und rührte es nicht an. Wenn man in Betracht zieht, daß diese Kunst ohne irgend welche Apparate (ein paar leere Körbe und ein Stück Sadjanenwand ausgenommen) ausgeführt werden bei Tage auf dem Sandwege, im Garten oder auf der Veranda des Hauses, ohne jede Vorbe- reitung, nicht wie unsere europäischen „Professoren“, welche einen Frachtwagen voll Apparate benötigen, und nur bei Lampenlicht, in Frad und mit zwei oder mehreren Gehilfen arbeiten kön- nen, so sieht man haunend vor diesen indischen Gauklern.“

Abrihtung der Thiere im Alter- thum. Bei den alten Römern war die Kunst der Thierhändigung weit vorgeschritten. Man zählte Löwen, die je Hundes je- dem Wink ihres Herrn folgten. Der Triumvir Marc Anton besah zwei Löwen, die er vor den Wagen spannte, um durch Roms Straßen zu fahren. Auch Leoparden wurden geschütt, in's Joch gespannt und so als Zugthiere vor Vursumwagen benutz. Hunde- und Affenkomödien gehörten in jener Zeit zu den gewöhnlichen Volksbelustigun- gen. Unter Kaiser Vespasian wurden besonders Hundekomödien im Marce- lus-Theater unter großem Beifall aus- geführt. Ebenso hatte man zahme Vögel, namentlich Tauben, die je nach der Vollendung ihrer Ausbildung mit hohen Preisen bezahlt wurden. Nero's Mut- ter, Agrippina, empfing einst eine weiße Nachtigall zum Geschenk, die 1400 De- nare kostete, auch besah sie eine Troffel, welche die menschliche Stimme nach- ahmte. Staare richtete man gefesselt ab, daß sie griechische und lateinische Worte sprachen, und Nachtigallen sollen sogar ganze lange Sätze nachsprechen vermocht haben. Ein wunderbar ab- gerichteter Kabe ward Anlaß zu einer Art Volksauslauf, wie Plinius erzählt. Es befand sich nämlich unter Iulianus im Tempel des Rastor am Forum ein Rabennest. Aus diesem flog ein junger Kabe in eine gegenüber gelegene Schutzwertstätte. Der Schutfer sah sich Nähe mit dem Thierchen und letzte es sprechen. Es wahrte nicht gar lange, so flog der junge Kabe jeden Morgn auf das Forum und redete hier zuerst Iulianus selbst, dann Germanicus und Drusus, endlich gar das römische Volk bei Namen an, worauf er wieder in den Schutzwertladen zurückflog. Jährelang legte der gelehrige Vogel dies fort und ward dadurch ein Lieblings des ganzen römischen Volkes. Der Inhaber eines Nachbarladens, angeblich erzürnt dar- über, daß der kluge Vogel seinen Schmutz auf ein Paar neue Schuhe hatte fallen lassen, tödtete ihn. Dar- über gerieth das Volk in solche Auf- regung, daß der Unglückliche zuflücht- lichen mußte und später ungebahrt wurde. Den Raben begrub man auf das Feiertagste. Zwei Raben trugen

ihn auf einer Bahre. Ein Hölstenpie- ler ging dem Juge voraus und so brachte man ihn bis an die appische Straße (die Grabstraße Roms), wo man den Vogel auf einem Schutze- haufen verbrannte und die Asche dann befaatete.

Ein gefährlicher Baum.

Der durch seine Forschungen unter den Höhlenbewohnern Merito's befannte norwegische Reisende Karl Lumböly be- richtet von einem sonderbaren Baum, den er bei seiner Reise über die „Sierra Gollenta“ angetroffen hat. Es ist der „Palo bravo“, dessen Saft so giftig ist, daß der ganze Leib deswegen, der damit verunndet wird, anschwillt. (Die ganze Schilderung erinnert an den Giftbaum oder Iposbaum von Java, von dem ähnliches erzählt wird, wie das nach- folgende.) Es wird sogar behauptet, daß Personen, die sich in den Schatten dieses Baumes gelegt haben, ohne ihn selbst zu berühren, am nächsten Tage zu einer unförmlichen Masse angeschwollen waren. Glücklicherweise kann man in sechs bis sieben Tagen von den Folgen dadurch kurirt werden, daß der ganze Körper mit einer Art Kleister, aus Mais bereitet, eingeschmiert wird. Da- gegen ist es vorgekommen, daß die Krankheit, wenn ihr die Pest entgegen- gegebenen Weise entgegengetreten wird, Monate lang dauert, große Wunden erzeugt und sogar zum Tode führt. Manche Personen werden von dem Baum in solchem Grade beinflusst, daß sie schon nach einem kurzen Aufenthalt unter dessen Zweigen krank werden und ihr daher wie die Pest scheuen, wogegen er auf andere keine Wirkung ausübt, so- bald diese ihn niederhauen können, ohne den geringsten Schaden zu neh- men. Lumböly's Diener bekam von dem Rauch eines Holzschites, das aus Versehen unter das übrige Holz ge- rathen war, ein geschwollenes Gesicht. Der Reisende berichtet noch von einer Hautkrankheit, von der fast die Hälfte der Bevölkerung in dem von ihm be- suchten Küstenland des südwestlichen Merito's geplagt wird. Diese Haut- krankheit färbt mitunter den ganzen Leib bläulich; der Zustand währt bis zum Tode, und die Kinder zeigen die- selbe Farbe. Sie werden Pintos, d. h. die Farbigen, genannt.

Wertwürdige Verwechslung.

Unter der Regierung Ludwig Vigi- lipp's wurde die Pariser Zeitung „Con- stitutionnel“ durch das Versehen des Druckers, durch das sogenannte „Ver- sehen des Sages“, das Opfer eines sehr fatalen Irrthums. Es war zur Zeit der Ministerkrise. Eines Morgens las man im „Con- stitutionnel“ folgendes: „Seine Maje- stät der Königin hat geftern Herrn Thiers in den Palaß der Tuilerien berufen und ihn mit der Bildung eines neuen Kabi- netts beauftragt. Der ausgezeichnete Staatsmann beistellte sich, Seiner Maje- stät zu erwidern: „Ich habe nur ein Bedauern, das ist, daß ich Ihnen nicht den Hals umdrehen kann wie einen indischen Dahn.“ Zwei Sätze weiter aber prangte fol- gendes: Die Nachforschungen der Jus- tiz sind reich von Erfolg gekrönt wor- den. Der Mörder der Rue du Pot de Fer ist an einem übel beleumundeten Orte verhaftet worden. Als bald vor den Untersuchungsrichtern gebracht, hatte der Glende die Kühnheit, sich zu groben Injurien gegen diesen Beamten hinreißen zu lassen und folgende Worte an ihn zu richten, die beweisen, daß in dieser verfluchten Seele kein Fünkchen Gewissen sich findet: „Gott und Menschen alle sind Zeu- gen, daß ich nie einen anderen Ehrgeiz gehabt habe, als Ihrer erhabenen Per- son und meinem Lande zu dienen.“

Eine sprachliche Aufgabe.

Ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher besaßen sich gesellschaft- lich beimessen. Einer von ihnen stellte die Aufgabe, es solle ein jeder von seiner Muttersprache ein Wort nennen, das sammtliche fünf Vokale (a-e-i-o-u) ent- hielt. Der Franzose war zuerst damit fertig und brachte das Wort „oiseau“, der Engländer brachte auch nicht lange zu seinem „veracious“. Aber dem Deutschen wurde es bei seiner launon- reichen und volalarinen Sprache schwer, bis er endlich „Cranienburg“ anfäbrte. Solcher Worte hat die deutsche Sprache gewiß sehr wenig.

Was.

Rachin: „Emil, ich finde für die Tröbe meiner Befühle keine passenden Worte!“ Grenadier: „Schad' nicht, vielleicht find'st Du dafür 'ne passende Leber- wurst!“

Widerlegt.

Sie: „Mußt Du denn jedes Mal auf dem Heimwege vom Bureau einkehren? Hast Du denn gar keine Selbstbeherr- schung?“ Er: „Aber, Frau, bedenke doch, an sechs Wirthshäusern gebe ich immer vor- über, und nur in einem lehre ich ein! Ist das vielleicht keine Selbstbeherr- schung!“

Unsere Kinder.

Aber, Frig, was liest Du denn in dem Buch über Kindererziehung? Ach, Mama, ich sehe blos nach, ob ich auch richtig erzogen werde!“

Er kennt seine Kente.

Sonntagsreiter: „Eigentlich ein ris- kantes Geschäft, das Pferdverleihen; wenn ich Ihnen nun mit dem Gaul auf- und davonreite...?“ Pferdeshändler: „Renommiren Sie doch nicht!“

Im Restaurant.

Gast: „Sagen Sie mal, Herr Wirth, warum geben Sie denn mit Ihrer Kape auf dem Arm durchs Lokal?“ Wirth: „Das hat seinen guten Grund; es giebt nämlich bei mir heute Abend Oafendbröten.“

Renommance.

Herr: Sie haben die Prüfung gut bestanden? Candidat: „Und ob! Sammtliche Professoren wollten mich gleich zu m S C W i e g e r s o h n haben!“

Schwermetdlig.

Herr Debböchen litt an Schwermetd — Da drank er einen Biermetd, und gleich schon fühlte er mehr Metd; Der Wermuth war Sie sehr gut.

Neue Kritik.

„Sag' einmal, Trude, wie ist eicent- lich die junge Frau von unserem Mit- meister? Du kennst sie ja von früher?“ „Ja, weißt Du! Geistreich und hüßlich ist sie ja zwar nicht, aber sie hat so etwas Unaussehtliches!“

Moderne Diensthöten.

Gastfrau: „... Ich kann Ihnen nicht viel Rohn zahlen, da mein Mann momentan ohne Stellung ist!“ Dienstmädchen: „O, ich werde ihm schon etwas verschaffen — ich habe große Verbindungen!“

Benedictuswerth.

In Berlin gewesen, unseren frühe- ren Kameraden Schndelhof geliebt! Ist sehr vergnügt — lebt seit 2 Jahren in glücklicher Ehe!“ In glücklicher Ehe sagt Du? Nun, von diesem Menschen wundert mich Nichts — der hat immer etwas Besonderes haben müssen!“

Ein alter Mensch.

Wenn Sie früher bei Wimm- mel & Co. gewesen sind, dann müssen Sie doch auch den Bureau-Chef Müller kennen?“

Versteht sich — ein seelenguter Mensch das! Arbeitet lieber selbst nichts, da- mit die Anderen immer thätig zu thun haben!“

Unverfroren.

Hausfrau (der an einen Herrn eine Zahnbürste verkauft): „Das sind die besten Zahnbürsten, die erfinden!“ Herr: „Haben Sie keine besseren?“ Hausfrau: „O ja, können Sie auch haben!“

Thene Geschicklichkeit.

... Sie sollen ja eine ganz tüch- tige Frau haben, die sich sogar ihre Kleider selbst macht!“ „Leider ... alle acht Tage eins!“

Aus einer Vertheidigungsrede.

Vertheidiger (eines Raubmörders, der schon einmal wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, aber nach 20 Jahren begnadigt worden war): „... Und ein weiterer Grund, meine Herren Geschworenen, der zu Gunsten meines Klienten spricht, ist der, daß er bis jetzt nur ein einziges Mal vorbehaftet ist!“

Unter uns.

„Du, Aufse, mein Vottlieb sagt im- mer, wenn ich ihm schreibe, ich habe ke- nen Stiel. Meinst Du nicht auch, det er als mein Zatte andere Ansichten kriegen wird?“

Ein Ende des Elends.

Der Friederle kommt von der Schule nach Hause, thut seinen Kanten von der Schulter, wirft denselben mit einem tiefen aufschreienden Seufzer hinter den Ofen und ruft dabei aus: „So, Gottlob, jetzt hat's doch amol an End!“

„Ja, was hat denn jetzt an End“, Friederle? fragt ihn die besorgte Mutter.

„Was wird doch a-n-End' ban? ruft da der Friederle aus, 's Ra'omma (berunter gefegt worden) hat a-n-End', Muattar, 's Ra'omma!“

„Das 's Ra'omma? Ja, der wie- viel' bist denn worba Friederle, daß de so a'ndus hast?“

„Jetzt mach' e' wech auch noch so fraga, Muattar,“ sagt der Friederle, „der lepi' bi-n-e' worden, der lepi', und jetzt hat dui' Heg mit deam Ra'omma amol a-n-End'!“

Modern.

„Mama, lauf' mir doch 'ne Pappel!“ „Weihnachten, mein Kind.“ „Ach, Weihnachten! — Da kann ich ja langst verlost sein!“

Kaisernhoffstälthe.

Unteroffizier: „Ist infromen Kreis löhnt nicht mal 'ne Stunde auf einem Bein stehen! Ich muß auf zwei ein- stehen und darf auch nicht müde wer- den.“

Gerechte Entrüftung.

„Hören Sie, Fräulein, wie können Sie mir solches Essen auf den Tisch setzen! Wenn ich so essen wollte, hätte ich mich ja verheirathen können.“